

VINYL

STORIES

THE SOUND OF
MUSIIK

Schallplatten hören
in der digitalen
Zeit

Helena Hauff, Bilderbuch, Jägerjagd



VINYL SCIENCE

Man in Black

Johnny Cash als Heiliger

Man kann ihn hören, lesen oder sehen. Auf Platte, in Biografien, Filmen oder auf T-Shirts: Johnny Cash. Seine crossmediale Botschaft? Vergebung und Barmherzigkeit. Wie ein Mann zu einer Ikone der Pop-Kultur wurde, der mit Pop nicht viel zu tun hatte. Ein Essay von Kulturwissenschaftler Frank Berzbach

TEXT: FRANK BERZBACH

Der Mensch lebt nicht vom Geld allein. Ersatzgötter bevölkern die Popkultur, Stars und Sternchen dienen als Ikonen, bieten Orientierung und vermitteln Botschaften. Auch Johnny Cash hat das popkulturelle Heiligsprechungsverfahren durchlaufen. Schon zwei Jahre nach seinem Tod kam 2005 „*Walk the Line*“ in die Kinos – ein Biopic aus Hollywood, die höchste Ehrung, die man in der kommerziellen Medienkultur bekommen kann. Spätestens seit diesem Zeitpunkt ist Cash eine universelle Ikone der Popkultur. Das ist durch die vielerprobten Unterhaltungsschemata, denen der Film folgt, auch kein Wunder. Im Mittelpunkt stehen die Dramen, die Cashs Liebesleben hergeben. Das biografische Ziel des Films ist deshalb auch nicht sein Tod, sondern der auf einer Bühne live angenommene Heiratsantrag an June Carter.

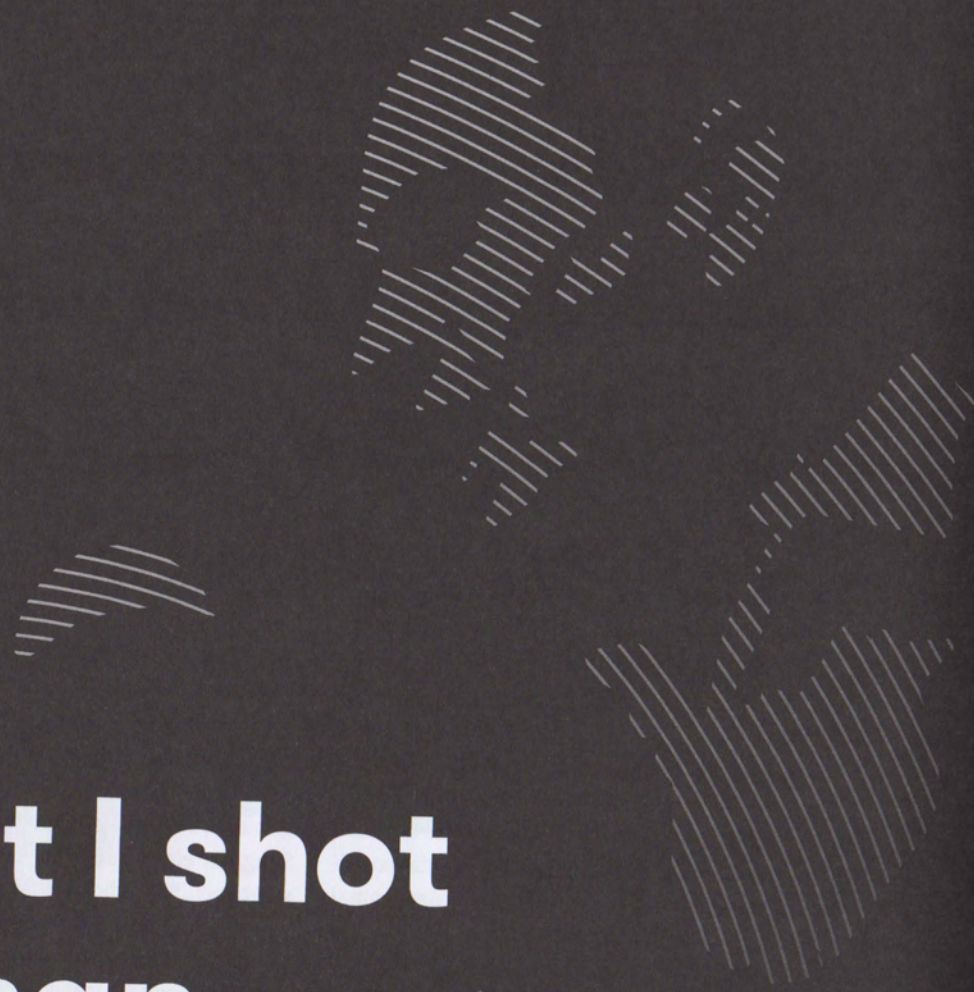
Cash ist in jedem Medium zu haben, aber keines davon bildet ihn ab. Es war der Soziologe Niklas Luhmann, der einmal schrieb, die unterschiedlichen Verbreitungsmedien würden eine jeweils eigene Realität konstruieren, jedes nach seinen Strukturbedingungen, Möglichkeiten und Ansprüchen. Das bedeutet nicht, dass Medien lügen – sondern nur, dass sich der Rezipient entscheiden muss, welcher Medienkonstruktion er folgen will. Das lässt sich auch auf die Popkultur anwenden, zu der Cash nicht gehörte. Dennoch druckt man sein Portrait auf T-Shirts, postet einen Musikclip zum Todestag, freut sich, wenn ein Song im Radio läuft (was allerdings selten geschieht). Ich möchte zumindest einige der ganz unterschiedlichen, aber insgesamt empfehlenswerten Medienkonstruktionen behandeln, die geeignet sind, sich mit dem Phänomen Johnny Cash eingehender zu beschäftigen. Spätestens seit Bob Dylans Literaturnobelpreis ist die Beschäftigung mit Popmusik, zumindest mit deren Meistern, zum Bildungsgut avanciert, sie zählt somit zur Hochkultur. Der Briefwechsel zwischen Cash und Dylan, die zeitweise in enger Verbindung standen und einander lebenslang bewunderten, ist noch im Privatbesitz, wird aber wohl zu den Erkenntnisquellen der Zukunft gehören.

Cash kann man hören, lesen oder sehen. Beginnen wir mit dem Hören: Auf den Flohmärkten dieser Welt findet man einen ganzen Kosmos von Best-of-Alben, die Liste regulär erschienener LPs oder wertvoller Singles ist lang, viele seiner LPs sind vergessen, und man stößt bei Cash verlässlich auf das immer selbe – auf seine frühen Hits oder, etwas teurer, die spä-

ten „*American Recordings*“. Neben einer „*Best of Bob Marley*“, einer von AC/DC, dem roten oder blauen Best-of-Album der Beatles findet jeder eine dieser „*Best of Elvis*“- oder eben „*Best of Johnny Cash*“-Alben im Schrank der (Groß-)Eltern. Schon die Coverästhetik suggeriert: Das war vor der Wende hin zum Pop, das war für europäische Hörer nur Schlager mit anderen Mitteln, das war nicht cool. Die richtige Bezeichnung dafür wäre *Evergreens*, und dagegen ist auch nichts zu sagen. Es ist fraglos relevante Musik, die keinen stört – und schon gar nicht, solange die englischen Texte nicht oder nur rudimentär verstanden werden. Dass die Arrangements der frühen Hits dem Gesamtwerk nicht gerecht werden, bezweifelt keiner. Aber all diese kitschig anmutenden alten Alben können Einstiegsdrogen zum Fantum werden. Irgendwann stößt man auf einen Song, der einen bemerken lässt: Da stimmt etwas nicht! Was singt der? „But I shot a man in Reno just to watch him die...“?

Die regulär erschienenen Alben von Johnny Cash ergeben ein ganz anderes Bild; da sprechen christliche Prediger mit-tendrin, da wird für die Rechte der Ureinwohner („*Indianer*“) gekämpft, da werden Geschichten gegen den Krieg erzählt, da finden sich – natürlich bei so einem großen Werk – auch schlechte, sogar peinliche Songs. Würde ein Label auf die Idee kommen, ein Boxset mit „sämtlichen Werken“ auf den Markt zu bringen, so wie sie in unüberschaubar großen CD-Paketen von Beethoven oder Bach vorliegen, man würde sich über die Entwicklung und Vielfalt von Johnny Cash wundern. Gospel, Folk, Pop, Rock 'n' Roll oder Country (und wer wüsste überhaupt, was Country ist?) – um was genau handelt es sich bei Cash?

Um das beantworten zu können, muss man etwas über Cash wissen. Und was wir wissen, wissen wir aus den Medien. Das gilt vor allem für die Popkultur, weil die Musik eben nur das eine ist – Pop aber etwas anderes. Es geht nie nur um Musik, sondern vielmehr um einen Zusammenhang von Bildern, Liedtexten, Auftritten, Kleidung und Geschichten. Nicht nur die Mods und alle Subkulturen danach fielen durch ihre Kleidung auf. Cash nutzt die Kostümierung, als er sieht, welche Bedeutung Kleidung nach 1963 bekommt – er wird spätestens 1971 mit seinem gleichnamigen Album und Song der *Man in Black*. Wenn über 10 Jahre später Run DMC über ihre Turnschuhe singen, dann sahen deren Eltern vielleicht schon einen Country-Mann mit eigener TV-Show, der auch einen Song über seine



**„But I shot
a man
in Reno just
to watch
him die ...“**

Christsein, Beten, die Bibel sind ihm kein Feierabendprogramm, sondern der Mann meinte es ernst. Ob sein Bekenntnis in oder out war, hat Cash selbst zu keiner Zeit interessiert.

Kleidung geschrieben hatte, die allerdings nicht aus einem Cowboy-Kostüm bestand. Auf die bürgerlichen Hörer seiner Zeit muss Cash gewirkt haben, als sei er auf dem Weg zur Beer-digung. Die berühmte Strophe, heute für Fan-Tattoos geeignet, lautet: „I'd love to wear a rainbow every day, and tell the world that everything's OK, but I'll try to carry off a little darkness on my back, 'till things are brighter, I'm the man in black.“

Was in der profan akzentuierten Popkultur über Johnny Cash gefilmt, geschrieben, gezeichnet wird, blendet seine Philosophy of Life eher aus. Die ist nämlich Anti-Pop: seine Verankerung im Christentum. Cash ist nicht auch oder nur nebenbei Christ. Der Glaube trägt, ja rettet ihn, er prägt sein Leben und seine Musik. Er ist also, schon von seinem Beginn in den 1950ern an, kein Urgestein des Pop, er ist auch kein Urgestein des Country. Das eine gab es schon, das andere gab es noch nicht. Christsein, Beten, die Bibel sind ihm kein Feierabendprogramm, sondern der Mann meinte es ernst. Ob sein Bekenntnis in oder out war, zeitgemäß oder verpönt, hat ihn selbst zu keiner Zeit interessiert. Schaut man in seine zweite Autobiografie, wird diese Dominanz klar: Dankbarkeit, Demut, Verzeihen, Lieben und Bibelstudien. „Wenn Rock 'n' Roll die Musik der Sünde ist, dann ist Country die Buße“, lesen wir im besten Buch über Johnny Cash – von Franz Dobler. (Nebenbei: Warum leben die aufregendsten Musik-Philosophen alle

in Bayern? Ernst Hofacker, Karl Bruckmaier und Franz Dobler!). In Doblere Buch über Johnny Cash „... und die seltsame und schöne Welt der Countrymusik“ wird erläutert, in welchem Kontext dieser Sänger überhaupt agiert, worauf er sich bezieht, womit wir es überhaupt zu tun haben. Und so, wie man Bob Marley, aber keinen Reggae und AC/DC, aber keinen Hardrock, die Beastie Boys, aber keinen Hip-Hop hören kann, so hören viele die Musik von Johnny Cash, ohne Country-Musik zu hören. Den wandelnden Widerspruch Cash kann man aber nicht verstehen, ohne Country zu verstehen, und das bringt uns Dobler jenseits aller Klischees bei. Er korrigiert wohl-tuend und mit viel Esprit den Blick auf etwas, das als uncool und fälschlicherweise als amerikanische Volksmusik gilt. Die meinungsstarke Prosa, der weite Ausgriff, die große Musik- und Szenekenntnis von Franz Dobler sind eine Wohltat, und obwohl man ein einfaches Taschenbuch in den Händen hält, fühlt es sich doch wie ein gewichtiges Standardwerk an. Doblere Buch erzählt nebenbei die Geschichte von Cash über die Abbildung unzähliger LP-Cover, eine ganz eigene ästhetische Erkenntnisquelle. Es endet nicht mit einer Pointe oder dem Tod des Protagonisten, sondern mit einer Erzählung samt hochwertiger Illustrationen, in der Cash eine Nebenfigur ist. Dobler nimmt ernst, dass man diesen Cash nicht fassen, nicht zu-Ende-erklären kann. Sein Ausblick auf die bedeutenden Tribute-Alben zeigt, dass er als Heiliger inzwischen unsterblich ist. Also wählt er eine offenere Herangehensweise, die Raum für die eigenen Deutungen gibt. Es ist kein glattes, einfältiges Buch, wie Cash auch keine glatte, einfältige Figur war.

Franz Dobler begegnet einem wieder als Autor des Vorwortes einer hervorragenden Graphic Novel von Reinhard Kleist: „Cash – I see a darkness“. Sie ist zeitgleich wie der Kinofilm entstanden, aber ungleich radikaler in der Wahl der Erzählperspektive. Der Häftling Glen Sherley schrieb einen Song, den Cash auf seinem Gefängnis-konzert sang. Cash förderte ihn, half ihm, nachdem er wieder frei war, aber die Geschichte endet dennoch tragisch. Dieser Glen Sherley erzählt Episoden der Lebensgeschichte von Cash. Die Zeitsprünge sind groß, aber Cashs Leben bietet auf diesem Niveau der visuellen Umsetzung Material für weitere Bände. Der genialste Einfall von Kleist ist es, einige der Songs von Cash als Bildgeschichten zu erzählen, die in die Biografie einfach eingebettet sind. Cash ist Geschichtenerzähler, und er selbst sagte einmal, er lasse sich eine gute Erzählung nicht durch Fakten versauen.

Cash in den Medien.

Empfehlungen von Frank Berzbach

- Dobler, Franz: *Johnny Cash und die seltsame und schöne Welt der Countrymusik*. Heyne 2004.
- Hilburn, Robert: *Johnny Cash. Die Biographie*. Berlin Verlag 2016.
- Cash, Johnny: *Die Autobiographie*. Edel Germany 2012.
- Kleist, Reinhard: *Cash. I see a darkness*. (Graphic Novel), Carlsen 2006.
- Earl, Andy: *Johnny Cash*. (Fotobildband), Schwarzkopf & Schwarzkopf 2009.
- Mangold, James: *Walk the line* (DVD, Spielfilm).
- Cash, Johnny. *Live in Denmark 1971* (DVD).
- Cash, Johnny. *American Recordings*. (7 LP-Set).

Plötzlich war Pop kein Jugendkult mehr. Stattdessen saß ein kranker alter Mann in den Ruinen seines eigenen, lange geschlossenen Museums.

Cash wird von Häftlingen verehrt, sie sehen ihn als einen von ihnen, obwohl er selbst nie oder nur sehr kurz im Gefängnis war. Aber Cash kann mitfühlen, mitleiden. Gefangene zu besuchen, gehört zu den „Werken der Barmherzigkeit“, die entsprechende Anweisung findet sich im Katechismus. Cash handelt auch hier nicht ohne Leitbild. Der Comic in düsterem Schwarz-Weiß arbeitet am neoexistenzialistisch grundierten Cash-Mythos.

Aber so wenig wie Kafka nur kafkaesk war, so wenig bestand das Leben von Cash nur aus Dunkelheit. Wir konstruieren, gerade nach den zehn Jahren mit Rick Rubin, Cash in einem Look, mit dem Anton Corbijn englische New Wave-Bands zu Ikonen gemacht hat. Der großformatige Band von Andy Earl, der die Bildserie fotografiert hat, die auf den von Rubin produzierten LPs zu sehen ist, verstärkt diesen Indie-Mythos. Schaut man die Fotografien genauer an, sieht man inszenierte Settings mit einem sehr alten Johnny Cash. Man sieht, dass dieser Mann nicht gern fotografiert wird, dass der Fotograf nicht viel Zeit bekam, dass er nicht Cashes Generation angehört und dass der nötige Zufall, der Fotos oft spannend macht, nur selten eintreten konnte. Cash ist eine späte Ikone, aber eben kein Akteur der Popkultur, er ist der personifizierte Anti-Bowie. Auf einer der Fotografien sieht Cash aus, als sei er eine Beethoven-Büste. Es sind Fotos, die viel mehr erzählen, als sie zeigen. In den Netzen des Pop war ein Mann wie Cash, der auf den Baumwollfeldern groß geworden ist, verloren. Es hat ihm geschmeichelt, aber Popstar ist er nur für einen Teil seiner Fans und sicher nur in medialer Vermittlung. Schon die Livemitschnitte einiger Konzerte aus den 1970ern zeigen ein biederes Setting – Anti-Pop in Reinform.

Den genauesten Blick auf Cash wirft die bisher umfassendste und neueste Biografie. Robert Hilburn kannte ihn persönlich, und die 850 Seiten seines Buches sind sachlich, teils entmystifizierend und zurückhaltend deutend. Er geht wohlwollend, aber nie naiv mit der großen Erzählung dieses Lebens um. Hilburns Biografie ist die größte Materialquelle, quasi der aktuelle Stand der Cash-Forschung. Das Buch ist nicht poppig im Stil, aber auch nicht ermüdend akademisch. Die lange Lesestrecke erspart einem keine Phase und keinen Aspekt, sie stellt sachlich die Daten dieses Lebenslaufs dar und führt Zeitzeugen zur Deutung an. Der Autor urteilt ausgewogen und übersieht wahrscheinlich kaum etwas, er ist nicht meinungsstark, aber auch nicht meinungslos. Man kann diese

Biografie lesen, wie man die großen Biografien über Schriftsteller oder Maler liest. Man reibt sich nicht an diesem Buch, sondern höchstens an den Eskapaden von Cash. Und es macht klar: Man kann nicht nur einen Aspekt aus seinem Leben nehmen, um diese Person darauf festzulegen.

Als Quelle dienen allen Biografen die beiden Autobiografien, die Cash schrieb, vor allem die spätere. Sie gibt am besten darüber Auskunft, wie ein Mann, der nicht in der Popkultur sozialisiert wurde, sich darüber freut, dass er auch dort geschätzt wurde. Cash ist ein permanenter Außenseiter: Die Traditionalisten in Nashville haben mit ihm Probleme, der Pop auch, er ist weder nur Folk noch ist er Rock 'n' Roll. Er macht Gospel-LPs. Er coverte Indie-Songs. Seine Stimme ist unhintergebar. Rick Rubin wollte ihn nach erfolglosen Jahren zurückverwandeln in den *Man in Black*. Plötzlich war Pop kein Jugendkult mehr. Stattdessen saß ein kranker alter Mann in den Ruinen seines eigenen, lange geschlossenen Museums und sang „Hurt“. Er kannte alle Verletzungen aus Erfahrung. Cash formulierte selbst den entscheidenden Unterschied zum Pop als Frage: „Damals in Arkansas brachte ein Lebensstil eine bestimmte Art von Musik hervor. Bringt heute eine bestimmte Art von Musik einen bestimmten Lebensstil hervor?“ Ja, Pop ist eine Lebensform, zumindest ab Mitte der 1960er-Jahre. Country war eine Herkunft. In der Autobiografie spricht der alte, gereifte, kämpfende, undogmatische Christ, für den Veränderungen fast immer „in Ordnung“ sind. Er ist jeden Morgen dankbar, dass er noch lebt. Er ist seinen Schuhen dankbar, der aufgehenden Sonne, den singenden Vögeln. Es ist das Buch eines Mannes, der schreibt: „Ich glaube, es ist Gottes Wille, dass ich zufrieden, ja sogar glücklich bin.“ Er schreibt unerbittlich über seine Jahre der Sucht, seine Sünden, seine Versuche, für andere da zu sein, seine Buße. Am wichtigsten für Cash sind seine Konzeralben ab 1960, mit denen er „versuchte, die Wahrheit herauszufinden, die sich hinter einem Teil der Geschichte unseres Landes verbirgt“. Es zeigt den lebenslangen Leser, den Geschichts-Professor der Country Music, den Kämpfer für die Unterdrückten, den Kämpfer fürs Vergeben und das Mitgefühl. Die Autobiografie zeigt einen Mann, der von einer lebensbejahenden Einstellung getragen wird. Cash erscheint in seinen eigenen Worten eher als Lichtgestalt und nicht als Dunkelmann. Vielleicht ist es hilfreich, ihn zu sehen wie eine widersprüchliche Figur aus der Heiligen Schrift. Wenn Pop das Neue Testament war, dann ist Cash das Alte.

**„If I could
start again
A million
miles away
I would keep
myself
I would find
a way“**

